

Nicht vom Brot allein ...

Die Zukunft der Stadtmission im urbanen Kraftfeld

AGES-Konferenz

Zürich, 20. September 2008

Ralph Kunz
Theologisches Seminar
Kirchgasse 9
8001 Zürich

kunzr@access.uzh.ch

1 Einleitung

Liebe Schwestern und Brüder, es gibt Leute, die behaupten, Mission habe kein Brot in Europa. Der französische Politologe Emanuel Todd erklärte in einem Interview mit der Neuen Zürcherzeitung seelenruhig, dass Europa der metaphysische Appetit vergangen sei. Die Lust auf Gottes Wort sei gesättigt, die Kirchen versanken in die Bedeutungslosigkeit und die Tempel leerten sich. Er verwies auf die Macht des Wohlstands, auf sinkende Geburtsraten und auf die immense Bedeutung der Bildung. Die Tage der Religion – gleichgültig welche – seien gezählt. Wir leben in einer postchristlichen urbanen Welt. Daran werden auch Stadtmissionen nichts ändern. Sagt Todd natürlich nicht wörtlich so – aber er würde es sagen, wenn Sie ihn statt meiner als Referenten eingeladen hätten.

Ich habe eine andere Botschaft. Solange Menschen nicht vom Brot allein leben, dürsten sie nach Sinn, hungern nach Gerechtigkeit und lechzen nach Liebe. Für diese elementaren Bedürfnisse gibt es keinen Ersatz. Weder Bildung noch Unterhaltung noch Therapie können an die Stelle der Religion treten. Wer Hunger nach Gott hat, hat ihn nicht satt. Ist also alles nur leere Luft, was die Soziologen und Politologen und andere Auguren unserer Gesellschaft prophezeien?

Natürlich nicht. Niemand unter uns wird bestreiten, dass die Macht des Glaubens gelitten hat unter den Kräften der Moderne. Man kann es sehen. Kapellen und Kirchen sind Inseln in einem Meer von Geschäftigkeit. An der Bahnhofstrasse stehen die neuen Tempel. Der Verkehr ist allgegenwärtig. Alles fliesst, alles strömt und bewegt sich von einer immensen Kraft getrieben. Wenn man diese Energieströme mit einem geistlichen Phasenzähler messen könnte, wäre schnell klar: Diese Stadt ist elektrisiert vom Kapitalstrom.

Wenn man, wie Sie, gegen den Strom schwimmt, spürt man diese Kraft als Widerstand gegen die eigene Arbeit. Wenn man, wie Sie, die Opfer kennen lernt, die Obdachlosen, die Prostituierten, die Verwirrten, alle diejenigen, die auf keinen grünen Zweig kommen, könnte man resignieren. Es hat doch keinen Zweck. Sie leisten Sisyphusarbeit. Im Mythos ist Sisyphos einer, der Götter verachtet und dafür bestraft wird. Nachdem Sisyphos die Steine auf den Berg gerollt hat, steigt er erneut zum Ausgangspunkt zurück. Sinnlos. Albert Camus bezeichnet Sisyphos aber als einen „Held des Absurden“, einen, der mit seiner sinnlosen Arbeit trotz und so seinen Hass gegen den Tod und seine Liebe zum Leben demonstriert. Ihm ist bewusst, dass er nie ans Ende kommt und immer wieder von vorne anfängt. Dem Existentialisten Camus bedeutet diese Einsicht auch Befreiung.

Und der christliche Sisyphos? Ist ein Stadtmissionar. Darf ich Sie zu Helden des Absurden ernennen? Missionarische Arbeit – die Begleitung der Opfer, die die Stadt fordert – kommt letztlich nie ans Ende. Wer wie Sie auf das kommende Reich der Himmel wartet, dessen Geduld wird auf die Probe gestellt. Oder glauben Sie nicht mehr dran? Haben Sie die Hoffnung fahren lassen? Vermutlich nicht. Sonst wären Sie nicht hier. Aber es ist ganz sicher manchmal eine Zerreißprobe.

Diakonie ist kein Business. Sie sind Helden des Absurden, Sie folgen dem Gekreuzigten, dem, der gegen den Strom geschwommen ist. Das ist gewissermassen die grosse Geschichte, in die Sie verwoben sind. Wir nennen sie Evangelium – frohe Botschaft, weil wir überzeugt sind, dass alles ein gutes Ende nimmt.

Zum Evangelium gehören deshalb auch die Visionen einer neuen Stadt und einer neuen Erde. Dein Reich komme! – das gilt trotz der täglichen Sisyphusarbeit, trotz der scheinbaren

Ergebnislosigkeit und ständigen Rückschläge. Mission ist absurd. Wieder von vorne anfangen – das ist Ihre Aufgabe. Auf Ihnen liegen Hoffnungen. Hoffentlich erdrückt es Sie nicht, hoffentlich werden Sie nicht zerrissen.

Ich bin kein Missionar, ich bin ein Lehrer an der Universität. Meine Aufgabe ist es, heute etwas für Ihre Reissfestigkeit zu tun. Nicht, indem ich Sie über Dinge belehre, die Sie aus Erfahrung besser kennen als ich. Ich möchte Sie an die Verheissung erinnern, die Ihre Arbeit hat – auch und gerade weil sie vom Scheitern bedroht ist. Ich werde mit Ihnen drei biblische Szenen der Stadtmission und dann – in einem zweiten Schritt – die konkrete Umsetzung der Mission in dieser Stadt, in der Sie für diese Tagung zu Gast sind, betrachten. Wir studieren biblische und aktuelle Exempel, um zu sehen, welche Bedeutung die Stadtmission für die Kirche und Gesellschaft hat und weiter haben wird. Im dritten Teil bündle ich die Perspektiven und formuliere ein paar Thesen zur Zukunft der urbanen Mission im Umfeld missionarischer Metropolen.

2 Stadtmission als biblische Vision

2.1 Ninive

Die Stadt. Sie ist Sündenpfuhl, Höllenpflaster und Lasterhöhle! Das fromme Vorurteil kommt nicht von ungefähr. Die Stadt ist verdichtetes soziales und kulturelles Leben. Es bietet mannigfaltig Möglichkeiten, sich dem Zugriff der Religion, dem Gesetz, der Justiz oder anderen regulierenden Instanzen zu entziehen. Die Stadt ist Unterschlupf und sie ist ein Knotenpunkt. Ein Sumpf des Bösen, der nie austrocknet. Mission – der Versuch zu lindern, zu helfen und Menschen zur Umkehr zu bewegen, ist Sisyphusarbeit.

Das sind keine neuzeitlichen Erfahrungen. Sie sind vermutlich beinahe so alt wie die Menschheit. Man muss nur in der Bibel nachschlagen. Babel, Sodom und Gomorrha – die Städte kommen schlecht weg. Die Urgeschichte vom Turmbau führt es vor Augen. Städte sind masslos. Sie wachsen in den Himmel und versammeln alle Symbole der kulturellen Anstrengung des Menschen, selber zu wirtschaften.

Die Israeliten bezeichneten sich selbst als „verlorene Aramäer“ (Dtn 26), als Exnomaden, Kleinbauern, Landeier und Provinzler. Kein Wunder: Sie machten im Laufe der Geschichte zwiespältige Erfahrungen mit den grossen Städten – vorab mit den Küstenstädten der aggressiven Phönizier und den Metropolen der persischen und ägyptischen Grossmächte: Babylon und Alexandria. Ein ambivalentes Verhältnis zum Städtischen hatte auch Jesus. Er, der aus dem ländlichen Galiläa stammte, hielt es mit dem armen Landvolk, dem „am ha aretz“. Jerusalem wurde ihm zum Verhängnis. In der Hauptstadt war das religiöse Establishment zu Hause. Und es deutet alles darauf hin, dass der Galiläer in der Stadt wenig Freunde hatte.

Es gibt im biblischen Erzählbuch aber eine Art Antigeschichte. Ninive war eine Stadt, auf die alle jüdischen Vorurteile zutrafen. Gross und lasterhaft. Die Bewohner allesamt Heiden, Krethi und Plethi, Kraut und Rüben. Und dennoch beschloss Gott, einen Versuch zu wagen und eine Stadtmission in Ninive einzurichten. Mit einer denkbar schlichten Botschaft: Ihr habt noch vierzig Tage Zeit. Wir mögen das als schlechten Stil abtun und uns fragen, wie erfolgreich diese Botschaft heute wäre, aber das steht jetzt gar nicht zur Debatte. Gott – so die Erzählung – hatte ein Interesse daran, dass die Menschen umkehrten, sich ihm und – ungesagt aber gemeint – dem Gesetz zuwandten. Er betraute Jona mit dieser Mission.

Das war zunächst ein Missgriff, wie Ihnen bekannt ist. Jona dachte gar nicht daran, sich dieser sinnlosen Aufgabe zu stellen und floh. Man muss zu seiner Entschuldigung sagen, dass das

Personalmanagement des Höchsten zu wünschen übrig liess. Statt an der Motivation seines Mitarbeiters zu arbeiten, liess er ihn fliehen, nur um ihn dann in einer ziemlich spektakulären und aufwändigen Aktion – mit Hilfe eines Sturmtiefs und eines Seeungeheuers – wieder auf Kurs zu bringen. Jona konnte sich nicht entziehen und predigte schliesslich Busse. Aber nun die Überraschung: Der Erfolg der Stadtmission war durchschlagend. Die Niniviter bekehrten sich tatsächlich samt dem Vieh. Ausser einer Seele – Jona. Es ist durchaus verständlich, dass Jona sich von allen diesen Strapazen erholen musste. Und er ruhte unter einem Rhizinusstrauch. Nun plante Gott einen Angriff auf seinen unbekehrten Missionar. Er sandte ein Würmlein, das sich an den Wurzeln gütlich tat. Der Strauch verdorrte und Jona lag an der Sonne. Das war zu viel. Er beschwerte sich beim Arbeitgeber. Eine Tragödie. Der Busch ist gestorben und Jona wird gebacken. Gott redet zum ersten Mal mit seinem Propheten und antwortet: „Verstehst du denn nicht, wie sehr es mich kümmert, wenn eine ganze Stadt im Sumpf versinkt? Ich habe jeden einzelnen Menschen geschaffen. Es liegt mir etwas an ihnen. Und Du regst Dich auf über den Tod vom Buschwerk, das dir Schatten spendete?“

Soweit die Geschichte. Das alles ist mit sehr viel Witz erzählt. Es sollte Leser und Hörer überführen, ihnen etwas vor Augen führen. Die Novelle war eine kleine Werbeschrift für die jüdische Missionspredigt in der nachexilischen Epoche. Die ersten Adressaten waren die Skeptiker der Stadtmission. Die Frage, die sie bewegte: Welchen Sinn macht es, Proselyten zu machen, also Nicht-Juden von Gott zu erzählen und sie vom Halt und Halten der Gebote zu überzeugen? Was bringt es? Cui bono? Die Geschichte geht an die Wurzeln dieser Frage, an die wahren Motive, die sich in der Skepsis verbergen und an die wahren Motive der Mission. Gott ist Schöpfer, Erlöser und Vollender der ganzen Welt. Er hat sich ein Volk auserwählt, dem er seinen Willen kundtat und eine Weisung zur Freiheit gab, damit auch andere das Licht auf diesem Weg entdecken können. Gott sendet permanent, lockt, mahnt, warnt, droht, ruft und lädt ein, zu einer Lebensordnung, die allen Fülle verspricht: Wenn Frieden und Gerechtigkeit sich küssen, ist das Land gesegnet (Psalm 85,11).

Diese Liebe und Solidarität ist universal und kosmopolitisch. Sie gehört der Schöpfung als Ganzes und der Menschenwelt ganz besonders. Selbst so gräuliche Dinge wie Seeschlangen gehorchen Gott und selbst so verlorene Geschöpfe wie Stadtbewohner sind empfänglich für die Rufe Gottes.

2.2 Jerusalem – eine Stadt mit Mission!

Blättern wir weiter. Ich habe ja ein ganz düsteres Bild der Stadt gemalt. Man ist versucht, das Paradies dagegen zu halten. Eine Gartenfantasie. Aber Israel hat auch eine urbane Fantasie. Jerusalem – Stadt des Friedens – ist ihr Name. Interessant finde ich, dass diese Stadt eine Mission hat. Natürlich müsste ich die Geschichte von Anfang bis zu Ende erzählen, von Davids Eroberung der Jebusiterstadt 1000 vor Christus bis in die Gegenwart. Aber ich möchte auf die Vision der Stadtmission zu sprechen kommen, die auf Zion ruht.

Es ist ein Bild, das von den Propheten und den Psalmen aufgegriffen wird. Seine Pointe: Der Hügel, auf dem der Tempel steht, wird zum Magnet. Gottes Herrlichkeit strahlt und alle Menschen – nicht nur die Israeliten – strömen herbei.

Es werden noch viele Völker kommen und Bürger vieler Städte, und die Bürger einer Stadt werden zur andern gehen und sagen: Lasst uns gehen, den Herrn anzuflehen und zu suchen den Herrn Zebaoth; wir selber wollen hingehen. So werden viele Völker, Heiden in Scharen, kommen, den HERRN Zebaoth in Jerusalem zu suchen und den HERRN anzuflehen.

Sach 8:20-23

Aus heidnischer Perspektive ist das Bild gewöhnungsbedürftig. Warum, um Gottes willen, sollen die Ägypter, die Perser und Syrer ihre erfolgreichen Götter verlassen und zu Jahwe

pilgern? Das ist umso kurioser, wenn man sich vergegenwärtigt, wer auf diese verwegene Idee gekommen ist und sie propagiert. Ein kleines Häufchen zerstreuter Israeliter! Jerusalem ist eine Missionsstation. Sie wird zum Tempel. Es gibt einen Mittelpunkt der Welt, einen Versammlungsort, zu dem hin alles strebt, an dem sich alle Kulturen vereinen. Die Mission hat diesen doxologischen Kern. Jedes Knie wird sich beugen, jede Zunge wird bekennen, dass Gott der Herr ist. Ein kleines Völklein, eingequetscht zwischen die Grossmächte der damaligen Welt, erklärt einen Hügel in der Hauptstadt zum Weltzentrum. Wie kommen die nur auf so etwas?

Natürlich – sie sind inspiriert. Aber diese Inspiration ist eigentlich konspirativ. Sie unterwandert die Welt. Sie ist die Botschaft von Partisanen, die sich das Losungswort zuflüstern.

Selbstverständlich haben andere Städte versucht, das Potential dieser Vision zu stehlen und Zionsfantasien entwickelt. Rom zum Beispiel. Natürlich auch Zürich. Aber davon später. Mir ging es um die religiöse Kraft des Zentrums.

2.3 Noch einmal Jerusalem

Nun zur letzten Missionsstation unserer biblischen Städtereise. Es ist noch einmal Jerusalem. Aber in einer irritierenden Verfremdung. Wir wissen ja: Für Jesus wurde die Hauptstadt zum Verhängnis – weil hier das Zentrum war. Auch nach seinem Tod war die neue Gemeinde auf Jerusalem fixiert. Sie wartete darauf, dass er wiederkommt, sich allen in seiner Herrlichkeit zeigt und dann die Völker kommen, um ihn anzubeten. Die ersten Anzeichen an Pfingsten waren verheissungsvoll.

Aber die junge Christengemeinde musste sich damit arrangieren, dass es länger dauern sollte. Ihnen wurde auch klar, dass ihre Stellung in der Welt immer prekärer wurde. Man kann nicht ungeschoren einen Verfluchten und Verurteilten zum Messias erklären.

Die Nachfolger wurden verfolgt. Das führte zu einem Verlust des Zentrums. Kein Zutritt zu Zion. Ich lese aus dem 13. Kapitel des Hebräerbriefs – eine dichte Stelle.

„Darum hat Jesus, damit er das Volk heilige durch sein eigenes Blut, gelitten draussen vor dem Tor. So lasst uns nun zu ihm hinausgehen aus dem Lager und seine Schmach tragen. Denn wir haben hier keine bleibende Stadt, sondern die zukünftige suchen wir.“

Das ist eine schwierige Stelle. Aber die Aussage ist grundlegend für das Verständnis der christlichen Existenz. Darum mute ich sie Ihnen zu. Es geht hier um Identitätsbildung. Die Christen mussten eine neue Mitte finden. Das erschütternde Fazit lautete: Es gibt diese Mitte nicht. Wir haben keine bleibende Stadt. Die *alte* kultische Verbindung ist zerstört. Der alte Altar im Herzen der Stadt und Herzen des Tempels ist nicht mehr länger ein Heiligtum. Der neue Altar, das heilige Opfer, hat draussen vor dem Tor stattgefunden. Man muss es in der ganzen Schärfe sagen: Die Kirche ist *religiös heimatlos* geworden. Ihre letzte Bastion ist der Gekreuzigte.

Das Verhältnis von alt und neu, Juden und Christen wurde – nach dem Erfolg der Christen – in fataler Weise verkehrt und teuflisch verdreht. Man kann falsche Auslegung an manchen grossen Dom und Münsterkirchen in Stein gemeisselt sehen. Die Synagoge wurde zum Inbegriff der religiösen Verirrung – mit schrecklichen Konsequenzen: *Juden* wurden Heimatlose in unseren Städten, wurden als Brunnenvergifter gerädert und verbrannt. *Sie* wurden vor die Tore gejagt. *Sie* wurden gekreuzigt. Eine andere Auslegung drängt sich auf. Es sind die Christen, die eigentlich keine religiöse Heimat haben.

Die Mission Gottes ist nicht mehr länger magnetisch. Sie ist exzentrisch. Die Nachfolger sollen hinaus. Sie werden aufgerufen, sich auf eine zukünftige Stadt auszurichten und keine Tempel zu bauen. Sie sollen Jesus auch nicht als Religionsstifter verehren. Sie haben keine

bleibende Stadt. Weder Jerusalem noch Rom noch Wittenberg noch Konstantinopel noch Moskau noch Athen sind himmlisch. Es gibt keine ewigen Städte. Selbst Zürich vergeht einmal.

Den Verfasser des Hebräerbriefs kennen wir nicht. Es war jedenfalls nicht Paulus. Es muss jemand gewesen sein, der am eigenen Leib das Fremdsein erfahren hat. Vielleicht wurde er verspottet, verachtet oder verfolgt. Dietrich Bonhoeffer – ihn kennen wir – hat in der Todeszelle sitzend aus diesem Vers seine radikale Kirchenlehre entfaltet. Kirche sein heisst, mit Jesus in Gethsemane wachen, sein Leid in der Welt tragen. Kirche ist Stadtmission. Wir haben keine bleibende Stadt, sondern eine zukünftige suchen wir.

Wenn wir bis zum Schluss der Bibel blättern, entdecken wir, dass Jerusalem wieder zur Metapher der zukünftigen Stadt wurde. Es gibt Christen, die nehmen das wörtlich. Aber das Wörtliche ist manchmal der Tod einer Vision. Denn das Zukünftige ist biblisch betrachtet kein strikter Futur. Es ist immer auch ein nach hinten Schauen. Die Bibel denkt nicht auf einer linearen Zeitachse Vergangenheit – Gegenwart – Zukunft. Zeit wird neu bestimmt *von Christus her als erfüllte Zeit*. Und darum ist das Zukünftige immer schon da, dort, wo sein Name gerufen wird und seine Gegenwart neue Hoffnung schenkt. Die Heimatlosigkeit hat eine faszinierende Kehrseite. Kirche ist überall, wo Gottes Wort gepredigt wird. Darum hat die Kirche kein Zentrum.

3 Stadtmission aus Zürcher Perspektive

3.1 Reformation

Das ist nun das Stichwort für die letzte Station – Zürich. Wir sind an einem geschichtsträchtigen Ort versammelt. Im Jahr 1807, vor 200 Jahren, gestattete die Zürcher Regierung durch das sogenannte „Toleranzedikt“ den Katholiken erstmals wieder seit der Reformation das Feiern der Heiligen Messe. Hier in dieser Kapelle. Heute leben in der Stadt mehr Katholiken als Evangelische. Warum erzähle ich Ihnen das?

Weil diese Stadt vor fünfhundert Jahren einen Neuanfang und den Aufstand gegen das kirchliche Zentrum wagte. Weil die Reformatoren überzeugt waren, dass sich die Zeit erfüllt hat, weil sie wagten, sich von Rom abzunabeln und sich von den Zionsfantasien verabschiedeten. Hier in Zürich war es ein junger Leutpriester und Stadtmissionar aus dem Toggenburg. Huldrych Zwingli schaffte es, mit seinen Predigten die Stadtväter davon zu überzeugen, dass die Zeit für eine Reform gekommen war. Er sah sich und seine Mitstreiter als Propheten, Zürich wurde zur Stadt auf dem Berg, zum leuchtenden Beispiel, zum neuen Jerusalem.

Ein paar Stichworte: Damals lebten rund 6000 Menschen in Zürich. Davon waren beinahe ein Drittel Geistliche, Priester, Ordensbrüder, Nonnen, Chorknaben und Messdiener. Sie lebten von den Abgaben, dem Reliquienhandel, den Messen, dem Wachszins und allen möglichen anderen religiösen Geschäften. Gleichzeitig herrschte bittere Armut und moralischer Zerfall. Die jungen Männer verkauften sich als Söldner in fremde Armeen und brachten wüste Sitten nach Hause. Kein Tag ohne Schlägerei – die Prostitution blühte.

Die neue Frömmigkeit richtete sich gegen diesen Zerfall der Sitten. Sie wurde genährt von der biblischen Verkündigung. Die Reformation löste den geistlichen Stand auf, weil jeder Bürger und jede Bürgerin zum frommen Lebenswandel gerufen ist – in seinem und ihrem Stand. Bildung wurde zur Pflicht. Alle sollen fähig sein, die Bibel zu lesen. Unterricht und Predigt sollen helfen, sie auch zu verstehen.

Im Wort „Frömmigkeit“ verbindet sich aber das Geistliche mit dem Sozialen. Eigentlich heisst ‚fruma‘ rechtschaffen und gerecht. Auch Gott ist fromm. Die göttliche Frömmigkeit, seine Liebe, seine Treue, seine Barmherzigkeit, seine Gerechtigkeit ist das Vorbild. Deshalb führten die Stadtväter die Armenpflege ein. Historisch gesehen ist sie der Anfang der sozialstaatlichen Einrichtungen. Das Geistliche löst sich im Sozialen auf. Auch in materieller Hinsicht. Das Geld, das durch die Säkularisierung der Klöster befreit wurde, bildete den Grundstock für Gassenküche und Schule. Auf den Punkt gebracht: Damals gab es keine Stadtmission in Zürich. **Zürich war eine einzige grosse Stadtmission.**

Aber das Bild hat – wie so oft in der Missionsgeschichte – schwarze Ränder. Da waren die Altgläubigen. Sie wurden nicht mehr geduldet, weil sie Rom die Treue hielten. Und da waren die, die noch radikaler glaubten und lebten, die Wiedertäufer. Sie haben nicht pariert, wurden vertrieben oder getötet.

Und dann war da der lange Schatten der Kirchenzucht. Die enge Verbindung von Kirche und Staat hat zu einer Machtkonzentration geführt, die zeitweilig totalitäre Züge annahm. Wer in dieser Stadt ‚Mission‘, ‚Kirche‘ oder ‚Glauben‘ sagt, muss sich auch mit der dunklen Seite der Geschichte auseinandersetzen.

3.2 Mission in der postchristlichen Stadt

Aber – und ich glaube, Sie können dieses ‚Aber‘ jetzt einordnen – die Stadt hat auch eine Mission. Die urbane Dynamik ist nicht einfach neutral. Sie hat Macht. In der Moderne wurde die Stadt ein Magnet. Sie saugte das wirtschaftliche Leben an. Da ist eine enorme Kraft am Werk. Und mit dieser Verlagerung ins Zentrum ist auch ein Gedächtnisverlust verbunden. In den letzten zweihundert Jahren löste sich die enge Verbindung von Volk, Staat und Kirche wieder auf – Stück für Stück hat der Staat Funktionen übernommen: die Volksschule, die Gerichtsbarkeit, die Medizin, das Bankwesen, die Universität wurden entkirchlicht. Die Erinnerung an die reformatorische Revolution ist langsam verblasst. Religion verschwand aus dem öffentlichen Raum – oder besser: hat sich in eigene Räumlichkeiten zurückgezogen.

Der Rückzug der Religion ist die Folge eines rasanten kulturellen Wandels im 19. Jahrhundert.¹ Dazu ein paar Zahlen und Fakten: „Zürich hatte um 1800 – als diese Gebäude entstanden sind – etwa 10000 Einwohner. Im Verlauf der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts wurde Zürich durch Industrialisierung und Eingemeindungen zur ersten Schweizer Großstadt und zählte 1894 bereits 121000 Einwohner. Den richtig großen Zuwanderungsboom erlebten zwischen 1893 und 1934 die eingemeindeten Vororte. Nicht nur Zahlen, auch das Aussehen der Stadt veränderte sich im Laufe der Zeit. Es entstanden seit den ausgehenden 1830er Jahren die Repräsentationsbauten Kantonsschule und Kantonsspital. Ihnen folgten um 1860 der Bau der Bahnhofstraße, die zum 1871 eingeweihten neuen Bahnhof führte. In der Halle des Hauptbahnhofs spüren Sie etwas vom Geist der Epoche. Auch die soziale Zusammensetzung der Stadtbevölkerung änderte sich massiv. Die Reichen entflohen in die Quartiere am linken Seeufer. Dort wurden die Villen gebaut, die sich heute nur noch russische Ölhändler leisten können. Demgegenüber *verslumte* die rechtsufrige Altstadt und insbesondere das Niederdorf, von wo im Winter 1865/66 eine Typhusepidemie und im Sommer 1867 die Cholera ihren Ausgang nahmen. Die meisten Arbeiter lebten im 1893 eingemeindeten Außersihl, das stark (bis 1880 bereits auf 14000 Einwohner) anwuchs und wo 1876 die Kaserne als Symbol der Staatsmacht eingeweiht wurde.

¹ Vgl. Geschichte des Kantons Zürich, Band 3: 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 1994, 83f. und 181, sowie Bruno Fritzsche et al., Historischer Strukturatlas der Schweiz: Die Entstehung der modernen Schweiz, Baden 2001, 42f.

Am Ende des Jahrhunderts entstanden die großen Werke der Belle Epoque: die Quaibrücke, die Quaianlage, Stadthaus und Amtshäuser, Landesmuseum, Stadttheater, Tonhalle und Kunsthaus und schließlich, unmittelbar vor dem 1. Weltkrieg, das Kollegengebäude der Universität – mein Arbeitsort. Im gleichen Zeitraum verschärfte sich die Ausgrenzung der Proletarier in Außersicht. Sie entlud sich 1896 im sogenannten Italienerkrawall, der mit Ausschreitungen gegen Italiener anhub, sich in der Folge aber gegen die Polizei und das aufgebotene Militär und damit klar gegen die Vertreter des bestehenden Systems richtete und in dieser deutlichen Sozialprotestdimension als Ausdruck einer Modernisierungskrise interpretiert werden muss.²

Das gehört zum Hintergrund, als in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts die Gründung der Evangelischen Gesellschaft erfolgte. Sie verstand sich als Reformbewegung innerhalb der Zürcher Landeskirche. Die Reform knüpfte an das alte Erbe an und förderte Bildung, Diakonie und Evangelisation. Die Urbanisierung hat zu viele Opfer gefordert. Da war Arbeit ohne Ende. Aber auch Chancen, das Evangelium praktisch werden und die alte Vision aufleben zu lassen. Nicht nur hier in Zürich, auch in anderen Ballungszentren Europas entstanden Stadtmissionen, diakonische Werke und Bewegungen. Sie leisten heute ihre Arbeit mit oder neben den etablierten Kirchen. Wenn man genauer hinschaut, stellt man fest, dass viele Stadtgemeinden eigentlich Stadtmissionen geworden sind. Eines ist aber klar: Zürich hat zwar viele moderne sozialstaatliche Einrichtungen, aber versteht sich nicht mehr als christliche Stadt. Soziales und das Geistliche hat sich auseinander dividiert.

4 Bündelung der Perspektiven oder ein Beitrag zur Versöhnung mit Sisyphus

Nach diesem Schnellgang durch die Geschichte liegt es nahe, zu fragen: Wie geht es weiter? Wie wird sich Kirche und ihre Mission entwickeln? Wie kommen Brot und Wort zusammen? Ich möchte zum Schluss versuchen, die Linien der biblischen Vision mit unserer urbanen Situation zu verbinden:

- die Vision der göttlichen Begeisterung für Krethi und Plethi
- die Vision der göttlichen Leidenschaft, die heimatlos macht
- die Vision der christlichen Nachfolge, die Spiritualität und Solidarität verbindet und dadurch neue Zentren schafft

Feuer und burnout

Eine Mission, die nicht vom Feuer der kosmischen Liebe Gottes angezündet wird, ist burnoutgefährdet. Sie klagt wie Jona über den Mangel an Schattenspendern oder macht Jagd auf Würmer: Sie bekämpft das Symptom, statt nach den Ursachen ihrer Visionsmüdigkeit und Geisterschöpfung zu fragen. Anders: Keine Macht der Welt kann Sie vom Sisyphus-Syndrom erlösen. Aber Sie können sich mit dem absurden Helden versöhnen.

Zukunft einer Illusion

Christliche Mission folgt dem Grundsatz, dass in Christus weder Grieche noch Jude noch Mann noch Frau ist, und ist gerade deswegen sensibel für Genderfragen und rücksichtsvoll gegenüber kulturellen Identitäten. Sie erinnert die etablierten Kirchen und reinrassigen Gemeinden mit ihrem Credo für Krethi und Plethi an die Ursprünge der Jesusbewegung. Stadtmission ist so gesehen die Fortsetzung der *missio dei* im multikulturellen Kosmos einer Grossstadt. Was global geglaubt wird, soll lokal gelebt werden. Wer aber hofft, dass

² Aus: Carlo Moos, Zürich im 19. Jahrhundert, in: Emidio Campi, Christian Moser, Ralph Kunz (Hg.), Alexander Schweizer und seine Zeit, Zürich 2008 (im Druck).

Stadtmission mehr kann als ein paar Widerstandsnester im Ballungszentrum der Mächtigen und Erfolgreichen zu errichten, gibt sich Illusionen hin oder glorifiziert alte Zeiten.

Mission ist in der Stadt, aber nicht von der Stadt

Die Stadtmission soll sich nicht auflösen als städtischer Betrieb. Die Mission bietet Asyl für solche, die „vor dem Tor“ gelandet sind oder im Tempel nicht genehm sind oder keine Kreditwürde besitzen. Die Mission ist in der Stadt, aber kein urbaner Ort. Sie ist weder eine Filiale des Tempels noch Verlängerung einer staatlichen Einrichtung, weder Marktstand der Liebe noch ein Kursraum für Belehrung. Die Solidarität mit denen, die Schmach leiden, verbietet eine zu grosse Nähe zu der verdichteten und gesteigerten Präsenz urbaner Macht. Sie braucht prophetische Distanz, um einen gewissen Resonanzboden und Schallraum für den Ruf zur Umkehr zu schaffen.

Geistlich-soziale Vernetzung

Eine der bedrohlichsten Auswirkungen der Stadt ist die Isolation und eine der grössten Herausforderungen der Zukunft heisst Vernetzung. Den alten Traum von der christlichen Stadt – vergessen wir ihn. Er wäre ja nur mit einer Verkirchlichung zu erreichen. Wer will so etwas? Wir können und sollen unsere zivilgesellschaftlichen Einrichtungen nicht bekehren. Aber wir sollen die Säkularisierung auch nicht verdoppeln und die Kirche verweltlichen, den geistlichen Kern vergessen und uns nur noch über gute Sozialarbeit definieren.

Das positive Stichwort heisst Vernetzung. In sozialer und geistlicher Hinsicht geht es doch darum, aus Inseln ein Archipel und aus Einzelkämpfern Gemeinschaften zu machen. Wir haben Spiritualität weitgehend zu einer Sache der Selbstverwirklichung und -erweiterung erklärt. Das ist nicht falsch, aber es genügt nicht. Dichter und reissfester müssen die Netze sein, stärker und kirchlicher werden. Sie haben richtig gehört: kirchlicher. Ich setze noch eins drauf: katholischer.

Konspirative Rekatholisierung

Kirchen sind in der postchristlichen Stadt Inseln geworden. Das Attribut der Katholizität erinnert an die Ökumene, an die universale und heilige Gemeinschaft. Katholisch soll nicht länger eine Auszeichnung der Römischen sein. Wir sind alle Katholiken. Meinetwegen altgläubig oder gutgläubig. Ich rede von der *communio sanctorum*. Wir gehören dem grössten subversiven Netzwerk der Welt an. Wir sind Teil einer *Konspiration, die mit Jesus ihren Anfang nahm* und Ausdruck einer Inspiration, die Gott schon bei der Schöpfung hatte. Wir sind doch nicht nur elende Weltverbesserer und weltfremde Praktiker. Wir haben ein Netz, das hält. Die Kirche ist das Kraftwerk der Stadtmission.

Verknüpfung von Bürgersinn und Nachfolge

William Storrar, ein schottischer Theologe, der in den USA lehrt, hat ein tolles Buch geschrieben mit dem Titel: *Connecting Citizenship and Discipleship in a Global Era*. Ich habe es zwar noch nicht gelesen, finde aber der Titel ist genial.

Was mir daran so gefällt, ist die Verbindung zwischen Offenheit und Profil, zwischen Zivilgesellschaft und Glaubensgemeinschaft, zwischen Bürgersinn und Jüngerschaft. Diese Verbindung nährt sich aus den biblischen Visionen der Stadtmission. Christen bilden keine Kultgemeinschaft, die Gott für sich gepachtet hat. Sie werden zu Magneten der göttlichen Liebe, die Menschen anziehen, einmal da und einmal dort. Darum sind die Inseln der Stadtmission und die diakonischen Einrichtungen so wichtig für die Gesellschaft und Kirche. Sie leisten Sisyphusarbeit. Es liegt ein grosser Segen darauf!